

SWR2 Leben

Wenn das Virus regiert - Corona-Krise in den USA

Von Von Lotta Suter

Sendung: Freitag, 3. April 2020, 15.05 Uhr

Redaktion: Nadja Odeh

Regie: Nadja Odeh

Produktion: SWR 2020

SWR2 Leben können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/SWR2-Tandem-Podcast,swr2-tandem-podcast-100.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

WENN DAS VIRUS REGIERT - CORONA-KRISE IN DEN USA

Seit Ausbruch der Corona-Krise schlafe ich besonders tief und fest. Ich erinnere mich allerdings sehr deutlich an den folgenden Traum: In der Dämmerung stehe ich mit meinem Auto an einer Straßenverkehrskreuzung. Die Ampel zeigt Rot, und ich möchte rechts abbiegen. Rechtsabbiegen bei Rot ist in den USA, wo ich seit langem lebe, nicht nur erlaubt, sondern geboten: Wer zögert, löst ein lautes Hupkonzert aus. In der Schweiz, wo ich herkomme, ist hingegen jegliche Weiterfahrt bei Rot streng verboten. Mein Traum wird zum Albtraum, denn ich kann mich vor der Ampel nicht entscheiden, ob ich anhalten oder weiterfahren soll. Ich weiss nicht, was tun, weil ich nicht weiss, wo ich bin.

Ende Februar bin ich in Israel ziemlich unvermittelt mit ersten behördlichen Massnahmen gegen die Verbreitung des Coronavirus konfrontiert worden. Nur knapp entging ich der Quarantäne in einem kleinen Hotelzimmer am See Genezareth. Ich schaffte gerade noch rechtzeitig den Flug zurück in die Schweiz. Hier reagierte der Bundesrat erst ein paar Tage später auf das Coronavirus.

In den USA sagte Präsident Trump derweil immer noch, er habe alles unter Kontrolle und das «chinesische Virus» werde bald schon von selbst verschwinden. Ich warnte meine Bekannten in der Schweiz und in den USA: Sobald Donald Trump die Krise nicht mehr verleugnen könne, werde er als erstes die Grenzen dichtmachen. Genau so geschah es. Zum Glück erwischte ich am Freitag, dem 13. März, den letzten regulären Flug der Swiss Airlines nach Boston. Wir landeten knapp zwei Stunden bevor Donald Trumps Einreiseverbot für Passagiere aus Europa in Kraft trat. Auch zu diesem Zeitpunkt war Covid-19 bei der Grenzkontrolle überhaupt noch kein Thema. Dutzende von uns Passagieren benutzten wie eh und je dieselben Touchscreens. Gewissenhaft pressten wir eine nach dem andern unsere Finger auf die schmutzigen Glasflächen, um möglichst deutliche Abdrücke zu erhalten. Es gab keine Desinfizierung der Maschinen und auch keine Verhaltenshinweise für die Einreisenden. Die bedrohliche Infektionskrankheit wurde mit keinem Wort erwähnt. Die Zollbeamtin lächelte wie immer und hiess mich freundlich willkommen «back home».

(#songsofcomfort, Yo-Yo Ma, Dvorak, Neue Welt)

Trostlieder verspricht der Link #songsofcomfort, den mir eine amerikanische Freundin zur Begrüssung in mein Home-Office schickt. Ich klicke mich ein und schon erklärt mir der weltbekannte chinesisch-amerikanische Cellist Yo-Yo Ma lächelnd sein neues musikalisches Projekt. Er will den Zusammenhalt während der Corona-Krise stärken. Er schlägt vor, eigene «Songs of Comfort» aufzunehmen und ins Netz zu stellen. Dann spielt er in seinem Wohnzimmer sehr innig «Going Home», eine melancholische Melodie aus Antonin Dvoraks Sinfonie «Aus der Neuen Welt». Ich höre zu und frage mich: Bin ich tatsächlich in dieser Neuen Welt daheim? Ich bin froh, wieder bei meinem Mann, im eigenen Haus mit Katze, Hund und den Hühnern im Garten zu sein. Mir gefällt es im weiträumigen, ländlichen und etwas schrägen Vermont. Doch gleichzeitig fürchte ich mich davor, ein drittes Mal innerhalb kurzer Zeit miterleben zu müssen, wie ein Land in die Corona-Krise stürzt. Ich merke, dass ich der Regierung, dem Gesundheitssystem und dem Sozialstaat der USA weit weniger vertraue als den entsprechenden Institutionen in der Schweiz.

Während ich in Zürich auf meinen Rückflug wartete, hatte ich zwar ein alarmierendes Ansteigen der Corona-Fälle zur Kenntnis nehmen müssen, aber es gab jede Menge sachliche und verlässliche Information über die Gesundheitskrise und – soweit ich das als blasse Auslandschweizerin noch beurteilen kann – kaum politische Intrige.

In Amerika ist das anders. Die USA reagieren auf das Coronavirus mit einem unübersichtlichen Flickwerk von unvollständigen oder gar widersprüchlichen Informationen und Massnahmen. Denn hier kommt es in den entscheidenden ersten Wochen auf die Parteizugehörigkeit an, ob man das Coronavirus als Pandemie ernst nimmt und sich entsprechend verhält - oder eben nicht. Allen voran ist und bleibt Präsident Trump ichsüchtig, wissenschaftsfeindlich und beratungsresistent. Seine Fans behindern eine wirksame Eindämmung der Pandemie, weil sie genau wie ihr Idol die Bedrohung durch das Virus leugnen oder kleinreden. Der republikanische Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, etwa weigert sich beharrlich, die vielbesuchten Strände in seinem Bundesstaat zu schliessen. Die grösste evangelikale Universität der Welt, die Liberty University in Virginia, lässt entgegen behördlicher Verordnung mehrere Tausend Studierende auf dem Campus wohnen. Und prompt breitet sich die Krankheit aus. In Baton Rouge, der Hauptstadt von Louisiana, predigt Pfarrer Spell trotz Versammlungsbeschränkung weiterhin vor einer vollgepackten Kirche. Er sagt, die Corona-Krise sei politisch motiviert und nur der feste Glaube könne das Virus besiegen. So ähnlich sagt es auch meine angeheiratete amerikanische Verwandte: Das Coronavirus sei doch bloss ein Komplott, um Donald Trump zu schaden.

Der nationale Katastrophenschutz ist in den letzten Jahren durch Sparmassnahmen kleingeschrumpft worden und schlecht organisiert. Die Bundesstaaten und Städte, ja die einzelnen Krankenhäuser sind bei der Beschaffung von Schutzmasken, Beatmungsgeräten oder auch Notbetten grösstenteils auf sich selbst angewiesen. Der demokratische Gouverneur von Illinois, JB Pritzker, sagte am 22. März auf CNN: «Wir konkurrieren gegeneinander. Wir konkurrieren gegen andere Länder. Da draussen geht es zu wie im Wilden Westen.» Eine Woche später wundert sich Präsident Trump immer noch, weshalb die Krankenhäuser so viele Beatmungsgeräte brauchen und mutmaßt sogar, sie machten damit krumme Geschäfte.

*** (#songsofcomfort, Yo-Yo Ma)

In den USA trifft das Coronavirus nicht nur auf ein ideologisch zerstrittenes, sondern auch ein sozial arg geschwächtes Land. Darunter leiden die schwächsten Glieder der Gesellschaft, die Kinder. Wie in Europa sind auch in Amerika wegen des Coronavirus die Schulen geschlossen worden. Der Bildungsauftrag muss plötzlich via Fernunterricht erfüllt werden. Das ist schwierig genug. Längst nicht alle Kinder haben Zugang zu einem Computer, einem Arbeitstisch oder der nötigen Unterstützung durch Erwachsene. In meinem ländlichen und eher armen Heimatstaat Vermont kommt zum Unterrichtsplan jedoch noch eine grosse Herausforderung hinzu. Rund 30'000 Kinder haben bisher jeden Tag zwei ihrer drei Hauptmahlzeiten unentgeltlich in der Schule bekommen. Nun gilt es sicherzustellen, dass sie als Folge der Corona-Krise nicht hungern müssen. In den Lokalzeitungen und auf digitalen Nachbarschaftsforen werden seit kurzem die Öffnungszeiten von neuen Essensausgabestellen für Kinder und Jugendliche bekanntgegeben, ein Angebot, das Tag für Tag von Freiwilligen bereitgestellt wird. In manchen Vermonter

Gemeinden fahren die grossen gelben Schulbusse weiterhin jeden Morgen ihre übliche Route ab. Nicht um die Kinder für die Tagesschule einzusammeln, sondern um an den gewohnten Haltestellen Gratismahlzeiten für die Familien abzugeben. In den USA werden jeden Tag rund dreissig Millionen Gratismahlzeiten an bedürftige Kinder verteilt. Rund die Hälfte aller Schülerinnen und Schüler sind auf solche Nahrungshilfe angewiesen. Das ist die beschämende Normalität in diesem reichen Land.

Wer chronisch Not leidet, wer ständig an die Grenze des Machbaren stösst, wer sich also bereits in einer Ausnahmesituation befindet, den trifft eine Katastrophe wie die Corona-Pandemie besonders hart. Das gilt für Menschen, die durch Krankheit, Armut, häusliche Gewalt oder andere widrige Lebensumstände belastet sind. Es gilt aber auch für marode öffentliche Einrichtungen, die für das Gemeinwohl der Bevölkerung zuständig wären. Und es gilt insbesondere für das US-amerikanische Gesundheitssystem, das die großen sozialen Unterschiede nicht ausgleicht, sondern wo möglich noch verstärkt. Es gibt in den USA zwar ausgezeichnetes Fachwissen. Nicht zufällig kommen so viele Träger des Nobelpreises für Medizin aus diesem Land. Doch diese Spitzenleistung kommt der breiten Versorgung kaum zugute. Die Wahrscheinlichkeit, noch vor Erreichen des Rentenalters zu sterben, ist für arme Amerikaner fast doppelt so hoch wie für reiche. Afro-amerikanische oder indianische Frauen sterben gar dreimal so oft an Schwangerschaftskomplikationen wie weisse werdende Mütter. Auch Covid-19 wird nicht alle Bevölkerungsschichten gleichermassen krank machen.

27,5 Millionen Amerikanerinnen und Amerikaner hatten schon vor Ausbruch des Coronavirus keine Krankenversicherung. Nun haben weitere Millionen von Amerikanern ihre Stelle und damit auch die vom Arbeitgeber organisierte Krankenversicherung verloren. Sie alle wissen, dass ein Krankenhausaufenthalt wegen des Coronavirus mehrere zehntausend Dollar kosten würde. In den USA sind bloss Menschen über 65 durch die staatliche Einheitskasse Medicare abgesichert. Ein «Medicare für alle» gibt es nicht, jedenfalls noch nicht. Die sechzigjährigen Eltern meines Schwiegersohnes erwogen deshalb ernsthaft, die Corona-Krise in Costa Rica auszusitzen, wo sie eine kleine Pension betreiben. In Costa Rica, das vielerorts immer noch als Entwicklungsland aufgeführt wird, ist die Gesundheitsvorsorge im Gegensatz zu den hoch entwickelten USA nämlich bereits für alle Menschen vom Staat garantiert.

Ein amerikanisches Bundesgesetz schreibt seit kurzem vor, dass Coronavirus-Tests auch Unversicherten zustehen. Doch wie ich aus meinem persönlichen Umfeld weiss, ist es nach wie vor sehr schwierig an einen Test zu kommen. Ein Reporter fragte den US-Präsidenten kürzlich, wieso Stars aus der Sport- und Unterhaltungswelt grosszügig auf das Coronavirus getestet würden, während vielerorts selbst Menschen mit verdächtigen Symptomen kaum Zugang zu diesem wichtigen Test hätten. Donald Trump wollte die Existenz solcher Zweiklassenmedizin erst bestreiten. Doch dann schwenkte er um und sagte «That's the story of life» - so ist das Leben.

*** (#songsofcomfort)

Vom ungeheuren Corona-Informationssturm der ersten Tage ist mir ein Essay in

Erinnerung geblieben, der erklärte, wie tief unsere Furcht vor Seuchen verankert ist. Infektionskrankheiten waren für die Menschheit tödlicher als alle Kriege zusammengenommen. Diese evolutionäre Erfahrung lasse sich nicht so einfach abschütteln. Ich konnte mich beim Lesen ohne weiteres einfühlen in den Bauern, der vor Jahrtausenden in genau vorgeschriebener Art und Weise seine Kuh opferte, um die drohende Plage von sich und den seinen abzuwenden.

Ist es so abwegig, wenn ich eine Spur dieses ritualgläubigen Bauern in den heutigen Reaktionen auf die Pandemie wiedererkenne? Händewaschen und Social Distancing sind wissenschaftlich fundierte Anweisungen zur Eindämmung der Epidemie. Doch weshalb müssen es eigentlich genau zwei Meter Abstand sein? Und wieso genau 20 Sekunden Händewaschen? Wieso werden die jeweils noch erlaubten Ansammlungen von Menschen – 100, 50, 10, 5 - zahlenmässig stets so genau, wenn auch ständig wechselnd vorgeschrieben? In den USA wird uns geraten, beim Händewaschen zwecks Zeitmessung zweimal das Lied «Happy Birthday» zu singen. Das finde ich eher geschmacklos angesichts der exponentiell wachsenden Anzahl von Corona-Kranken und Corona-Toten. Aber ich verstehe, dass auch wir heutigen Menschen hoffen, mit möglichst genau vorgeschriebenen Abläufen, ja Ritualen, eine nicht vollständig verstandene Bedrohung abwenden und kontrollieren zu können. Wir wollen etwas tun, wir wollen aktiv sein angesichts der Gefahr. Die Epidemiologin Emily Landon aus Chicago sagte es kürzlich so: „Es ist wirklich schwierig zu denken, man rette die Welt, wenn man auf der Couch sitzt und Netflix schaut.“ Doch genau das sei richtig und notwendig: Nichtstun, damit möglichst nichts geschieht.

Um eine Pandemie wirkungsvoll einzudämmen, braucht es Geduld, Weitsicht und Solidarität. Die meisten Regierungen in der ganzen Welt haben das mittlerweile eingesehen. Doch Präsident Trump will eine schnelle und telegene Wunderkur für sein Großamerika und vorab für das eingebrochene Börsengeschäft. Nach nur einer Woche von Ausgangsbeschränkungen in den USA, klagte der Regierungschef vor versammelter Presse: «Unser Land ist nicht dazu geschaffen, stillgelegt zu werden.» Die Ärzte würden den Laden am liebsten auf Jahre hin dichtmachen, schimpfte Donald Trump. Doch er finde, die Heilmethode dürfe nicht schlimmer sein als die Krankheit. «Amerika wird sehr bald wieder im Geschäft sein», versprach der US-Präsident am 23. März. Am gleichen Tag warnte die Weltgesundheitsorganisation, die USA entwickelten sich zum neuen Epizentrum der Pandemie. Einen Tag später verkündete der Präsident wider alle Vernunft, er wolle das Land bereits an Ostern zu neuem Leben erwecken. Geduldig aber hartnäckig korrigierte der oberste Seuchenbekämpfer der USA, der erfahrene Immunologe Anthony Fauci: «Das Virus bestimmt den Zeitplan, nicht wir.»

Donald Trumps Zweckoptimismus macht alles nur schlimmer. In einzelnen Fällen verursachen seine Falschinformationen sogar direkte Schäden. Als Donald Trump kürzlich im Fernsehen von den therapeutischen Möglichkeiten des Wirkstoffes Chloroquin bei der Bekämpfung des Coronavirus schwärmte, löste er Hamsterkäufe in Apotheken aus. Patienten, die wegen chronischer Immunkrankheiten seit Jahren auf das Medikament angewiesen sind, bangten um ihren Nachschub. In Arizona mischte ein älteres Paar, das den Chloroquin-Werbepost gesehen hatte, gar ein wenig von seinem Aquarium-Reinigungsmittel, das Chloroquin Phosphat enthielt, in die Cola. Die beiden mussten kurz nach der Selbstmedikation ins Krankenhaus. Der Mann starb, die Frau geriet in einen

kritischen Zustand.

Seit Ausbruch der Corona-Krise hat die US-Regierung in wildem Zickzack die verschiedensten Phasen der Krisenreaktion durchlaufen: hartnäckiges Leugnen und Verharmlosen der Pandemie. Dann plötzliches Umschwenken zu martialischer Rhetorik mit Donald Trump als oberstem Feldherrn im «Krieg gegen den unsichtbaren Feind». Ein paar Tage später – und bei immer noch exponentieller Ausbreitung des Virus – wechselte der launische Präsident zurück zur Minimierung der Gefahr beziehungsweise zum kaltblütigen Aufrechnen von Tod gegen Dollar, von kurzfristigem wirtschaftlichem Schaden gegen den bleibenden Verlust von Menschenleben.

Seit jeher zwangen Seuchen die Regierungen dazu, ihre eigenen politischen Interessen gegen das Allgemeinwohl abzuwägen. Die Geschichte der USA ist in dieser Frage nicht gerade ruhmreich. Die ersten Krankheiten, welche weiße Einwanderer beginnend mit Christoph Kolumbus auf den Kontinent einschleppten, rafften die indigene Bevölkerung rasch dahin, was wohl im Interesse der europäischen Kolonialisten war. Ein gesellschaftliches Ganzes, das alle Menschen umfasst hätte, gab es damals nicht. Während der Pockenepidemie, die zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges in der Mitte des 19. Jahrhunderts wütete, wurden die infizierten Soldaten, wenn möglich unter Quarantäne gestellt. Darüber hinaus interessierten sich die Kriegsparteien nicht besonders für die Eindämmung der Krankheit, obwohl es damals bereits eine Pockenimpfung gab. Die neu befreiten Sklavinnen und Sklaven überliess die US-Regierung gänzlich ihrem Schicksal. Dass die Pockenepidemie die schwarze Bevölkerung besonders hart traf, sah man als Beweis für die Minderwertigkeit und Unreinheit dieser «Rasse». Ziemlich geistesverwandt reagierten die offiziellen USA auf die AIDS-Krise der 1980er Jahre. Man nannte die Immunschwäche «Schwulenpest» und reagierte sehr zögerlich, da die Krankheit ja, wie man erst meinte, «nur» eine marginalisierte Minderheit dahintrafte.

Das heutige Coronavirus gefährdet in erster Linie ältere und gesundheitlich vorbelastete Menschen. Wollen die USA diese Risikogruppe zu neuen Opfern der faschistoiden «natürlichen Auslese» machen? Immer mehr rechtskonservative Politiker schlagen vor, gerade ältere Amerikanerinnen und Amerikaner sollten zurück an ihre Arbeitsplätze gehen, um die Wirtschaft zu retten. Der konservative Radiomoderator Glenn Beck, selbst ein Mitfünfziger, sagte kürzlich in einem TV-Spot: «Auch wenn wir alle krank werden sollten - ich würde lieber sterben als mein Land töten.» Ist das der Gipfel der kapitalistischen Zivilreligion: dass wir unsere Gesundheit aufs Spiel setzen und wenn nötig auf dem Altar des «amerikanischen Traums» unser Leben opfern?

Offenbar führt uns die Menschheitsgeschichte vom Tieropfer unseres frühzeitlichen Bauern auf Umwegen zum Menschenopfer zeitgenössischer Politiker. Wo sind wir denn? Die Länge und das Ausmass von Einschränkungen zur Bekämpfung des Coronavirus werden wir in den kommenden Monaten des Öfteren prüfen und anpassen müssen. Medizinerinnen, Epidemiologen, Ökonominnen und Psychologen werden den Regierungen die erforderlichen Daten liefern. Aufgabe von uns Bürgerinnen und Bürgern ist es klarzustellen: Sozialdarwinistische Ideen stehen im 21. Jahrhundert nicht zur Diskussion.

** (3songsofcomfort)

Es gibt in den USA wie überall viel zu viele Menschen, die in der Corona-Krise Klopapier, Mehl, Zucker und sogar die für das Gesundheitspersonal lebenswichtigen Schutzmasken horten. Es gibt sogar Amerikaner, die ihr Waffenarsenal aufstocken und bereit sind, ihr Warenlager notfalls mit dem Gewehr gegen Diebe und Plünderer zu verteidigen. Es gibt Krisengewinnler, die mit den Ängsten der Mitmenschen korrupte Geschäfte treiben. Auch die Hackerangriffe nehmen zu.

Doch da ist auch meine betagte Nachbarin, die jeden Tag die älteren Menschen in der Umgebung anruft und sicherstellt, dass es ihnen gut geht und dass sie alles Nötige im Haus haben. Ich treffe Kassiererinnen im Supermarkt, die trotz Ansteckungsrisiko gelassen ihrer Arbeit nachgehen. Musikalische Bekannte schicken mir Trostlieder in jedem nur erdenklichen Stil. In der Familie stellen wir die lang geplante Baby Party kurzentschlossen online und überbieten uns mit Ratespielen zu Gewicht, Länge und Musikvorlieben des künftigen Kindes. Am Sonntag leiten die beiden Laienpfarrerinnen unserer Kirchgemeinde einen digitalen Gottesdienst. Der Ton ist etwas verzerrt, die Echos häufen sich. Doch auch so haben wir uns ein kleines Stück Gemeinschaftlichkeit und Normalität erarbeitet.

Wenn ich mit Freundinnen oder mit meiner großen Familie telefoniere, skype oder sms austausche, gibt mir das ein paar entspanntere Momente, in denen ich mich nicht frage, wo und wie das erwartete Enkelkind in ein paar Wochen zur Welt kommen wird, wenn die Krankenhäuser überfüllt sind. Wo ich nicht darüber nachdenke, wie die hundertjährige Tante in ihrer Alterswohnung allein zurechtkommt, jetzt da wir sie nicht mehr besuchen dürfen, oder mir den Kopf zerbreche, wie die arbeitslose Nachbarin den nächsten Monat finanziell über die Runden kommen wird, mir ausmale, wer als nächster krank werden könnte.

Seit ein paar Tagen fordern mich Bekannte per Mail auf, ich solle doch aus meinem Stoffvorrat Schutzmasken für die Krankenhäuser nähen. Sie verweisen mich auf zahllose Anleitungsvideos und zeigen mir Fotos der fertigen Produkte in den fröhlichsten Farben. Erstaunlich ist, dass das Pflegepersonal solche geblühten, gefältelten Handarbeiten wirklich haben will. Die Krankenhausangestellten sagen, mit diesen Ersatzmasken könnten sie immerhin ihre standardisierten Schutzgeräte länger tragen.

Ich bewundere die Resilienz und Tatkraft der Amerikanerinnen und Amerikaner. Die zahlreichen und sehr aktiven Netzwerke von Freiwilligen sind seit jeher ein fester und unverzichtbarer Teil dieser individualistischen Gesellschaft. Doch in einer derartigen Krise kann keine noch so gutorganisierte und gutgemeinte Nachbarschaftshilfe das systemische Versagen der staatlichen Stellen auffangen. Schon gar nicht mit Selbstgenähtem. Schätzungsweise 3,5 Milliarden Schutzmasken braucht es während der Coronavirus-Pandemie. Die nationale Katastrophenschutzbehörde hatte bloss 40 Millionen, ungefähr ein Prozent des Bedarfs, auf Lager. Zu spät erkennen die Verantwortlichen: Produktion auf Abruf geht hier nicht.

*** (#songsofcomfort)

Nachtrag, 2. April:

Ich habe für mich selbst einen Gesichtsschutz genäht, weil ich denke, dass das Maskentragen bald obligatorisch wird. Seit meiner Rückkehr nach Vermont Mitte März hat sich die Zahl der Infizierten und Toten in den USA verzehnfacht. Die Experten rechnen nun mit mehreren Hunderttausend Covid-19-Opfern. Sogar Präsident Trump sagt, dass uns harte Zeiten bevorstehen. Gleichzeitig prahlt er, seine täglichen Corona-Presskonferenzen hätten höhere Einschaltquoten als die Fernsehshow «The Bachelor».

Kürzlich habe ich mich durch die Wohnung schlurfen gehört und bin erschrocken. So tönt das, wenn einen die Corona-Krise niederdrückt. Sobald die Sonne scheint, gehe ich hinaus und lockere die Erde in meinem Gemüsegarten vor dem Aussäen und Anpflanzen. Dieser bescheidene Blick in die Zukunft schafft Raum für größere Fragen. Wie wird dieser Ausnahmezustand unser Zusammenleben verändern? Wie können wir die andere große Pandemie, die Erderwärmung, einzudämmen und verlangsamen? Wird die Welt, deren globale Vernetztheit das Virus eindrücklich dokumentiert hat, solidarischer werden? Oder kapseln wir uns noch nationalistischer ab? Macht die Wirtschaft nach der Krise im alten kapitalistischen Stil weiter? Oder ist am Ende doch ein anderes sozialeres Zusammenleben denkbar?